№. 24. Schlesische 1840.



Sechster Jahrgang.

Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 11. Juni.

Hoffe nichts und fürchte nichts, und fürchte nichts auf Erden
Mit Leidenschaft, und Du wirst glücklich werden.

Weltklugheit.

Wie doch die Welt von Tag zu Tag
In Klugheit weiter schreitet,
Und dennoch Mancher Schlag auf Schlag
Mit seiner Dummheit streitet;
Dies Freunde ist kein Räthsel mehr,
Drum will ich mit Beweisen her.

Dies hat die jetz'ge kluge Zeit
Schon oftmals mich gelehret,
Ich rief der Klugheit weit und breit
Und blieb doch unerhöret.
Ich reiste viel und oft herum
Und blieb dabei wie immer dumm.

Das Reisen ward mir Ueberdruß
Drum blieb ich auch am Orte,
Ich lasse ruhn den müden Fuß
Und sag's mit einem Worte:
Was nützt das Reisen durch die Welt,
Man kommt doch nie zu vielem Geld.

So mags denn sein ich bleibe arm,
Will gar kein Geld besitzen,
Doch werd' ich frei von jedem Harm
Bei meiner Arbeit schwitzen.
Und nennt man mich auch arm und dumm,
So scher ich mich doch nichts darum.

Jüngst sagte einer frei heraus,
Wahr ist es ohne Zweifel,
Wer nicht besitzet Hof und Haus,
Das ist ein dummer Teufel,
O lieber Gott, so bin auch ich
Ein solcher Satan sicherlich.

Was soll ich machen um ein Haus,
Es will mir Niemand borgen,
Und will ich kaufen wird nichls draus,
Das sind fatale Sorgen.
Und will ich bauen, fehlt es mir
An Bauholz, Ziegeln, Steinen schier.

Mich hat das Schicksal recht blamirt,
Daß ich so arm geblieben,
Von Erbschaft — o wie das mich rührt,
Steht nicht ein Wort geschrieben,
Drum werd' ich niedrig arm und klein,
Auch stets ein dummer Teufel sein.

So mancher hat ein Eigenthum,
Doch lebt er voller Sorgen,
Er schlägt mit Kummer sich herum,
Und muß stets Geld sich borgen,
Er hat Jahr aus Jahr ein dazu
Vor seinen Gläubigern nicht Ruh.

Was nützte mich ein solches Haus,
Viel lieber bleib ich Miether,
Ich mache gar mir nichts daraus,
Aus solcher Leute Güter,
Ich denke, o ihr guten Leut'
Euch plagt die Klugheit allezeit.

Ich sag' es frei, stets bin ich blos
Von Geld und Gut geblieben,
Mir saß das Glück noch nie im Schooß,
Doch soll mich's nicht betrüben.
Ich werde niedrig arm und klein
Halb klug, halb dumm, stets Miether sein.

Ein einz'ger Trost steht dennoch ja
Mir immer noch zur Seite,
Es sind viel Tausende noch da,
Die nie ein Haus erfreute,
Doch wird uns — freut euch — mit der Zeit
Ein Häuschen für die Ewigkeit.

G. E.

Die Kindesmörderin.

(Fortsetzung.)

Drei angstvolle Tage, und fast noch peinlichere Nächte waren vergangen, als plötzlich gegen den Morgen des vierten Tages ein heftiger Lärm in dem Städtchen entstand. Schon glaubten die aus der Ruhe des Schlummers aufgeschreckten Bürger, es seien des Krieges Stürme aufs Neue über ihren Häuptern losgebrochen, aber als sie nur ein verwirrtes Geräusch ohne einen einzigen fallenden Schuß hörten, eilten Einige der Muthigsten mit Lichtern auf die Straße, um der vielleicht vorgefallenen Unordnung zu steuern, und La Grange, als die erste obrigkeitliche Person des Ortes, war nicht der Letzten Einer. Halb angekleidet schritt er mit Fassung dem Rathhause zu. Doch welche Scene erwartete hier den gebeugten Vater. Seine Tochter lag ohnmächtig auf den Stufen des Rathhauses, ein Offizier der deutschen Truppen, mit drei schimmernden Orden auf der Brust, rang und schlang seine Hände und Arme um sie, Alles versuchend, sie wieder zur Besinnung zu bringen, wenige Schritte entfernt lag das Pferd des Kriegers, ein Opfer der Eile seines Herrn, todt am Boden. Nicht wenig bestürzt wurde La Grange, sein Kind im Freien zu sehen, allein bald lös'te sich das Räthsel, denn der deutsche Offizier war Niemand anders, als Clementinens Gatte. Wüthend hatte er bei seiner Ankunft im Rathhause nach seiner Gattin gefragt, und als er von dem bei seinem Anblicke zusammenschaudernden Gerichtsdiener erfuhr, daß sie sich im Thurme befände, befahl er demselben mit gezücktem Degen, ihn hinzuführen und die Pforte zu öffnen, die sein Theuerstes auf dieser Erde verschloß. — Jetzt hatte sich Clementine erholt, und der Hauptmann richtete mit einer Donnerstimme an die gaffende Menge die Frage:

„Wo ist der Maire?"

„Ich bin's!" antwortete La Grange, der

bisher stumm von der großen Ueberraschung in seiner Nähe gestanden hatte, und nun dem Fremden näher trat.

Achtungsvoll reichte ihm der deutsche Krieger die Hand, bat ihn, mit ihm auf das Rathhaus zu kommen, entschuldigte sich hier in kurzen aber kräftigen Worten über das Unedle der von ihm verübten Entführung, legte ihm die Dokumente seiner Verehelichung mit Clementinen zur Einsicht vor und fragte mit kaum schwach unterdrückter Aufwallung seines Grimmes nach den eigentlichen Ursachen einer so entehrenden, als grausamen Verhaftung, die man über seine rechtschaffene Gattin verhängt hatte. Mit vieler Fassung erzählte der bis zum Tode betrübte Mann die unselige Geschichte ihres beiderseitigen Unglücks, er schien in dieser wiederholten Aufregung seiner Leiden nicht mehr La Grange, der Präfekt, sondern ganz der liebevolle Vater seines erbarmungswürdigen Kindes; denn auch der Anblick des edlen Kriegers, der vollmächtige seltene Beweis, welchen dieser von seiner zärtlichen Liebe zu Clementinen gegeben, hatte auch ihn weicher gestimmt, und als der Hauptmann in ihn drang, ihr einen anständigern und bequemern Ort, als den Verbrecherthurm anzuweisen, ließ dieser endlich seine Tochter in ein Zimmer des Rathhauses bringen.

Clementine schied von Vater und Gatten unter erneueten Schwüren ihrer Unschuld, und der Tag war schon angebrochen, als die beiden Männer sich vom Rathhause nach der Wohnung des Maire begaben. Im ganzen Städtchen wurde von nichts als von der Ankunft des deutschen Offiziers gesprochen, und Alles wünschte Clementinen Glück dazu, weil man von diesem Umstande viel für ihre Rettung hoffte; allein aller seiner Anstrengungen ungeachtet gelang es ihm nicht, die Schwierigkeiten des Prozesses zu lösen und den Verdacht zu heben, der so mächtig auf seiner Gattin lastete, und sie der Strenge der Gesetze unterwarf.

Abermals waren vierzehn Tage unter denselben fruchtlosen Bemühungen verflossen, keine Rettung war für die Scheinverbrecherin zu finden, verloren war sie bei dem schonendsten Verfahren des Gerichtes. — Auf den kommenden Morgen war die Schöpfung des Urtheils festgesetzt worden, und am Tage darauf war der Urlaub des angstvollen Gatten abgelaufen. Einer Leiche gleich saß La Grange an seinem Tische, als sein Schwiegersohn ins Zimmer trat. Nach einer Unterredung von zwei Stunden unter verschlossener Thüre und einem sehr laut gewordenen heftigen Wortwechsel verließ ihn der Hauptmann ganz erhitzt, in der höchsten Bewegung des Gemüthes. Nicht lange darauf sandte La Grange an das Rathhaus eine Erklärung, durch welche er sein oberstes Richteramt an den Maire von La Gibrie delegirte.

Von den Qualen der Verzweiflung verfolgt, über einen Ausweg zur Rettung seiner theuren Gattin brütend, ging Rudolph mit heftigen Schritten durch sein Zimmer; tausend Pläne durchkreuzten das glühende Haupt, er konnte sie nicht für schuldig halten, und nach seiner Ansicht war nicht einmal der Schein eines Verdachtes gegen sie; denn er hielt es für sinnlos, bei dem Mangel anderer Anzeigen, zuerst in der Mutter die Kindesmörderin vermuthen und finden zu wollen. Seine Behauptung, daß der Frost das Kind getödtet habe, ward durch den rothen Streifen am Halse desselben und durch die ärztliche Untersuchung wiederlegt, aus welcher sich klar ergab, daß es erwürgt worden war. Da er nun alles fruchtlos sah, faßte er einen raschen Entschluß, ließ, als es dunkel geworden war, von seinem Diener, der ihm bald nach seiner Ankunft aus dem Hauptquartiere nachgeeilt war, seinen Mantelsack packen, befahl diesem insge-

heim zwei Pferde bereit zu halten und seiner an einem bestimmten Orte zu harren. Gegen Mitternacht, als schon alle Lichter erloschen, und die Bewohner des Städtchens in die Arme des Schlafes versunken waren, schlich der Hauptmann leise und tief in seinen Mantel gehüllt nach dem Rathhause; leicht fand er den Weg zu dem wohlverwahrten Gemache seiner Gattin. Ein Hauptschlüssel öffnete ihm die nicht am besten verschlossenen Thüren des alten Gebäudes, und wo dieser nicht durchdrang, da sollte sein gutes Schwert der allgewaltig öffnende Pförtner sein. Er mußte sie entführen.

(Fortsetzung folgt.)

Erwiederung

auf die unter №. 22. der Gebirgsblüthen eingerückten Danksagung.

Ne ne Du ales gutes Haus
Ich soas ufrichtig glei,
Du windst an hübscha Blumastraus
Ei inse Blütha nei.

Ich hoa mich goar ne wing gefret
Do ich doas Reimla loas,
Do soan ich immer weit und bret,
War is ok oaber doas.

A Brüderla doas biste wull
Ich hoas au glei gesahn,
Is werd mer oaber orntlich schwul
Wam ich a Dank sol gan.

Uf Wilhelmshih bin ich gerannt
Is woar da Tag recht schien,
Do ducht ich biste ju bekannt
Du warst doas Gutt sahn stihn.

O Wunder welches is ok nu,
Do soh ich'r ohne Zoahl,
Is ant ei Weisstten oaber ju
Ei Salzborn, Conrodsthoal?

E's muß halt sein, su ducht ich mir
Do hoa ichs au gesahn,
Drim will ich lieber Bruder Dir
De Hand aus Freundschoft gan.

A Reimla warst Du ganz bestimmt
Ei Korzem wieder sahn,
Is koan wenns ne viel Zeit wegnimmt
A Dornstig schun geschahn.

G. E.

Der schwarze Strohhut.

„Bist Du fertig, Gretchen?" fragte der Apotheker, und trat aus dem Seitenzimmer, den Stock in der einen Hand, Karte und Reisehandschuh in der andern.

„Ja, Alterchen!" entgegnete die Frau Apothekerin, drehte den Schlüssel an ihrem Reisesack um und wandte sich gegen den Herrn Gemahl. Sie erschrak bei dessen Anblick und hatte das Recht zu erschrecken.

Denn der Apotheker war mit seinem schwarzen Strohhute geschmückt — schwarz, so weit ihn nicht die Sommerreisen gebleicht hatten, welche der Apotheker seit Anfang der glücklichen Ehe vor sechszehn Jahren unter Bedeckung dieses dauerhaften Strohhutes alljährlich machte. Wind und Regen, Sonnenschein und Wagenecken hatten den Guten abenteuerlich zugerichtet, ihm jedoch ebenfalls zu einem theuren und werthgeschätzten Freunde des Apothekers gemacht. Offenbar aber konnte dieser Freund mit Recht nicht verlangen, in Gesellschaft einer Frau von sechs und dreißig Jahren, die sich nicht mehr für sehr jung aber auch nicht für häßlich hielt, eine Lustreise nach Heidelberg und der Umgegend antreten.

„Also die Frau erschrak, wie vor einem bösen Traume; doch faßte sie sich und schnell einen Operationsplan; sie trat vor den Apotheker und, ihm schelmisch das Kinn streichelnd, sagte sie:

„Nicht wahr, Gottlob, ich darf Dich heute um einen Gefallen bitten?"

Zum Unglück aber hatte Gottlob den be-

stürzten Blick seiner Frau auf den Strohhut bemerkt, und der Eigensinn lief ihm den Nacken herauf.

„Ja," antwortete er, „nur meinen Strohhut darfst Du mir nicht wegbitten."

Aergerlich wandte sich die Frau ab; der Apotheker ging boshaft lächelnd die Treppe hinunter, half seiner Frau und seinem Bruder, der die Reise mitmachte, in die Droschke; er selbst setzte sich rücklings und fort ging es aus Stuttgart.

Der Mittag war glühend, als sie in die Nähe von Heilbronn kamen; die Leutchen sprachen fast nichts, denn die Frau empfand Aerger und ihr Mann Hitze. Er hätte gern den Strohhut abgenommen, aber er scheute sich, seine Frau um ein Unterkommen für denselben zu bitten, er selbst konnte ihn vorne nicht beherbergen, er begnügte sich deshalb, ihn so viel als möglich auf die Seite zu schieben, was dem Apotheker ein verwegenes Ansehen gab. Allein in einem unbewachten Momente verlor der Strohhut das Gleichgewicht, vergebens suchte der Apotheker ihn mit beiden Händen zu retten, diese klatschten wie spottweise zusammen, während der Hut über die Droschke hinuntersprang, und zwei Räder schadenfroh darüber wegrutschten.

„Halt!" donnerte der Apotheker, seine Frau aber lachte heimlich und fand das Benehmen des Strohhutes gescheiter als das ihres Mannes. Sie machte die Rechnung ohne den Wirth, wenn sie Hoffnungen darauf baute, denn der Gemahl ließ sich den Hut wieder reichen und warf seiner Frau einen falschen Blick zu.

„Zugefahren!" rief er, weitete den Gequetschten wieder aus und setzte ihn mit einem barschen Rucke auf's linke Ohr, als hätte er sagen wollen: So, Grete!

Frau Grete seufzte und ergab sich in ihr Schicksal. So kamen sie nach Heilbronn. Sie speisten zu Mittag, aber es wurde wenig gesprochen, es war eine recht mißvergnügte Partie. Der Herr Schwager suchte umsonst in's Mittel zu treten, jeder Versuch scheiterte an dem Eigensinn des Mannes, an der durch die Fehlbitte und durch den Trotz ihres Mannes gekränkten Eitelkeit der Frau. Endlich stand der Apotheker auf, trommelte am Fenster einen Generalmarsch mit zornigen Intermezzo's und sah dem Einschirren der Pferde zu.

Der Schwager wollte einen letzten Versuch machen; er stand von seinem Platze auf, um sich neben der gegenüber sitzenden Frau niederzulassen.

„Liebe Frau Schwägerin" — kratsch! da hatte er den verhängnißvollen Strohhut niedergesessen. Bärengrimmig schnaubte der Apotheker vorbei, schob den Bruder unsanft zur Seite, griff nach dem Strohhute, der zusammen geknauert war wie ein böses Gewissen, fuhr in die Droschke und sprach kein Wort mehr bis Heidelberg.

Im Speisezimmer war eine lärmende Studentengesellschaft, unsre Reisenden zogen es daher vor, auf dem Zimmer zu bleiben. Nach dem Abendessen verabschiedete sich der Schwager; das Ehepaar ging zu Bett. Da fiel aber dem Apotheker — seines Dafürhaltens ein großes politisches Genie — ein, daß er die allgemeine Zeitung sich hatte im Wirthszimmer geben lassen; er fing also im Bette an zu lesen, wobei die Frau, die in der andern Zimmerecke schlief, mit Resignation den schwarzen Strohhut, diesen dienstbaren Asmodi, als Augenschirm figuriren sah.

Eine Viertelstunde verging.

„Jesus, Gottlob! Dein Hut!" schrie die Frau plötzlich, als sie etwas knistern hörte, und die Sorge um den Gemahl den Haß gegen den Strohhnt überwog; Blitzschnell riß der Apotheker den Hut herunter, in dessen

breite Krempe das Licht ein schönes, rundes, noch glostendes Loch gebrannt hatte. Verdrießlich besah es der Apother, dankte der Frau für ihren Amtseifer, löschte die Kerze und schnarchte, bis ihm die Sonne auf's Bett schien.

So widerwärtig hatte Frau Grete ihren Mann noch nie gesehen.

Zwei Tage darauf ging es nach Speier. Sie ließen die Droschke in Ketsch, fuhren über den Rhein, und der schwarze Strohhut war auch dabei; denn der Apotheker hatte durch das Brandloch einen dicken Strauß officineller Pflanzen gesteckt, und so den Hut ganz anständig wieder herausgeputzt. Bei der Ueberfahrt nun fuhr der Apotheker, der wenig noutische Kenntnisse besaß, da der Kahn einmal stark schwankte, zurück, und in einem Hui flog der blumengeschmückte Strohhut über Bord und tanzte auf den Wellen dahin. Frau und Schwager kicherten hörbar genug, daher befahl der Apotheker den Ruderern, den eilfertig dahinschwimmenden zu entern. Dieser ließ seine Verfolger eine gute Weile zufahren, tauchte unter, als sie ihm einen Treff mit dem Ruder gaben, und kapitulirte erst spät, sauber gewaschen, aber nach Entfernung alles Staubes, mit bestimmt durchscheinendem Roth. Der Apotheker ließ das Wasser ablaufen, stülpte den Hut wieder auf und zog damit in Speier so stattlich ein, als sei er erwählter römischer Kaiser.

Abends kehrten sie nach Heidelberg zurück, ohne daß die Verstimmung besonders nachgelassen hätte.

Andern Tags wollten sie in den Odenwald reisen. Der Schwager hatte in der Frühe die Schloßruine noch einmal besucht und blieb etwas lange aus, denn es war angespannt; der Apotheker stand bereits vor der Droschke und besprach sich, beide Hände auf sein Bambusrohr gestützt, mit dem Kutscher über die Reiseroute. Da nahm ihn Jemand sachte den Hut vom Kopfe. Er kehrte sich um: ach! — da weidete eines der Wagenpferde an seinem Strohhut, und das andere riß zugleich mit dem offiziellen Heustrauß ebenfalls ein schönes Stück Strohhut mit!

Da lachte die Frau, die unterm Fenster stand, da lachte der Kutscher und sämmtliche Mitkutscher, so wie die vorüber wandelnden Herren Studiosen, da lachte der herzukommende Bruder so unendlich, daß zu guter Letzt auch dem Apotheker, der Anfangs in sprachloser Wuth den Pferden ihre Beute zu entreißen versucht hatte, das Herz im dicken Leibe lachte, er mit einem erschütternden Gelächter alle Andern überschallte, seinen Pferden guten Appetit wünschte, und noch mit thränenden Augen beim nächsten Hutmacher eintrat.

So, als der Schwarze vernichtet war, kehrte Friede und Frohsinn zurück, und die Sommerreise endete höchst angenehm.

Tags-Begebenheiten.

In Berlin fand am 1. Juni zur hundertjährigen Gedächtnißfeier der Thronbesteigung Friedrichs des Großen, die Grundsteinlegung des ihm von S. Maj. dem Könige zu errichtenden Monuments mit großer Feierlichkeit, auf dem Platze vor dem Opernhause, am Eingange zur Linden-Allee, statt. Der aus Darmstadt eingetroffene Großfürst Thronfolger von Rußland und der Prinz Friedrich der Niederlande, mit sämmtlichen Prinzen des königlichen Hauses nahmen daran Theil. In den Morgenstunden war in denen Gymnasien und sämmtlichen Schulen der Stadt eine dem Zwecke entsprechende Feierlichkeit vorausgegangen, mit Vertheilung einer dem Andenken des großen Königs geweihten Erinnerungsschrift an alle Schüler und Schülerinnen. Am Nachmittag wurden alle dasigen Invaliden aus der Zeit des großen Königs, die Armen in sämmtlichen Hospitälern und die Kinder in allen Waisenhäusern auf Kosten der Stadt gespeist. Frohe

Mittagszirkel fanden sich in mehren Orten zusammen. — Außerdem wurde von den Communalbehörden ein Friedrichs-Gewerb-Stipendium von 600 Thalern jährlich gestiftet, welches in Summen von 50 bis 100 Thalern jungen, aus Berlin gebürtigen Handwerker, die in ihrer Lehrzeit Fleiß und Tüchtigkeit bewiesen haben, nach überstandenen Lehrjahren zu ihrer weiteren gewerblichen Ausbildung verliehen werden sollen. Nicht minder soll noch im Laufe des Jahres zu bleibendem Gedächtniß Friedrich des Großen vor dem Prenzlauer- und dem neuen Königsthore, zum Besten der Bewohner der Gegend, unter dem Namen „Friedrichshain" ein Erholungsplatz, nach Art des Thiergartens, angelegt werden.

Auf dem am 29. Mai in Strehlen abgehaltenen Wollmarkt wurden von den zugeführten 1253 Ctr. Wolle, nach einigem Zögern, gegen Mittag fast alles verkauft, mit 15 bis 20 Rthlr. pro Ctr. niedriger als voriges Jahr.

Am 2. und 3. Juni wurde von der nach Breslau gebrachten Wolle von 57,000 Ctr. fast alles verkauft, so daß nur wenig übrig blieb und der Verkauf erfolgte zu den bestehenden niedrigen Preisen viel rascher als die früheren Tage, auch von den circa 6000 Ctr. alter Wolle wurde noch viel verkauft. Auch hier wie an andern Orten sind die Preise 20 bis 30 Procent heruntergegangen.

Aus Algier sind Nachrichten eingegangen, daß am 12. Mai der Engpaß von Teniah gestürmt und Abdul-Kaders Armee in regelloser Flucht getrieben sei. Am 17. Mai hatte der Telegraph die Nachricht nach Algier gebracht, daß die dreifarbige Flagge auf den Mauern von Medeah wehe. Trotz diesen Siegen hat ein Streifzug räuberischer Araber in der Umgegend von Algier neuerdings wieder geplündert und gemordet. — Die Prinzen sind am 23. Mai in Algier angekommen, um sich nach Marseille einzuschiffen.

In Satteldorf bei Crailsheim (Würtemberg) hat eine 26jährige, noch dazu schwächliche Bauersfrau binnen 10 Stunden leicht und glücklich fünf lebendige Kinder geboren, welche sämmtlich getauft wurden, aber in den ersten 24 Stunden an Schwäche starben.

(Eingesandt.)

Geehrtester Herr Redakteur!

Sie werden mir nicht übel nehmen, wenn ich Sie bitte, diesen meinen wenigen Zeilen ein Plätzchen in ihrem Blatte zu gönnen; da es meine Absicht ist, etwas für das Gemeinwohl meiner nicht weit von hier entfernten Nachbarn zu sagen.

Also zur Sache.

Ich war in diesen Tagen in dem eine Meile von hier entfernten Flecken Ch. und kaufte mir, um meinen Magen in die Schranken der Ruhe zu verweisen, bei dem Bäcker Herrn K. für 6 Pf. Semmel; aber o Wunder ich mußte meine Brille zur Hand nehmen, denn sie war so winzig klein, daß nur mein Gefühl, nicht aber meine unbewaffneten Augen mir sagten, ich habe einen Gegenstand in der Hand.

Wiewohl ich in keiner Hinsicht als indiscret erscheinen will, scheint es mir doch, Herr K. hat kostspieliger eingekauft, als alle andern Herrn Bäckermeister, denn ich finde an allen Orten die Semmel um ein Drittheil größer, und an Qualität ebenso, als die des Herrn K.

Ist der Einkauf des Weizens zu dem jetzigen höchsten Preise von $2\frac{1}{3}$ Rt. pro Scheffel realisirt, so kann es Herr K. nur zu seinen Käufern in mancher Hinsicht gut meinen, indem derselbe glauben mag, daß bei dem Genuße zu großer Semmeln, der Mensch Indigestionen oder auch gar die Mundsperre bekommen könnte. — Welche unzeitige Sorgen, ein Jeder kennt seine Leibesbeschaffenheit am Besten.

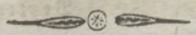
Uebrigens kann ich nicht einsehen, warum Mancher seine Waare so auffallend vertheuert, während dem Tausend Andere, die ebenfalls für denselben Preis ein- und verkaufen, größere und ebenso gute Waare liefern. Es kommt mir vor, als schraube Herr K. seine Industrie zu hoch — wird auch das Muttergewinde übertrieben, und die ganze Schraube weggeworfen werden müssen? — Das Resultat auf diese Frage wird die Zukunft zu Tage fördern.

Für heute schließe ich, vielleicht beliebt es Jemanden mir Nachricht von dem Erfolge meines Aufsatzes zu geben. Leben Sie wohl Herr Redakteur ich bin mit aller Achtung

Ihr

ergebenster

r.



Berlin, den 7. Juni 1840.

Nach dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes vollendete heute Nachmittag 3½ Uhr unser geliebter König, Seine Majestät **Friedrich Wilhelm der Dritte**, der Vater Seines Volkes, die irdische Laufbahn.

Die Folgen eines wiederholten Anfalls der Grippe, an welcher Seine Majestät seit einigen Wochen erkrankt waren, führten in den letzten Tagen eine stärkere Abnahme der Kräfte und dadurch einen Zustand herbei, der, allen Anstrengungen der Natur und der Kunst erfahrner Aerzte widerstehend, dem theuren und reichgesegneten, aber auch vielgeprüften Leben Seiner Majestät unter den heißesten Thränen sämmtlicher in diesem Augenblicke um Ihn versammelter Königlicher Kinder und der Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses ein Ziel setzte.

Die letzten Tage Seiner Majestät wurden durch die Gegenwart der Kaiserlichen Tochter und Ihrer Erlauchten Kinder, die letzten Augenblicke durch die Gegenwart des Kaiserlichen Schwiegersohns erheitert.

Das Vaterland, wenn gleich in Trauer und Thränen, richtet die Blicke zu Seiner Majestät erhabenem Nachfolger auf dem Throne glorreicher Vorfahren, voll Hoffnung und Vertrauen, über seine Zukunft getröstet, empor. Erbe der Tugenden berühmter Ahnherren, erzogen in den Stürmen einer bewegten Zeit, früher schon seiner großen Bestimmung entgegengereift, und in den Tagen der Krankheit durch das Vertrauen Ihres Hochseligen Vaters bereits zur Leitung der Geschäfte berufen, werden Seine Majestät die Segnungen der Ordnung und des Friedens verbreiten, die das Loos eines treuen und glücklichen Volkes und die Belohnung der sorgenvollen Mühen des guten und weisen Regenten sind.

Denkmal der Liebe

auf das Grab einer guten Gattin und Mutter, der Frau Kohlenmesser

Beate Hacke,

sie starb den 22. Mai d. J. an den Folgen der Brustentzündung im Alter von 55 Jahren und 3 Monaten.

Ruhe sanft in Gottes Frieden
Gutes Mutterherze Du,
Fried' im Grabe Dir der Müden,
Deiner Seele Himmelsruh.

Christlich fromm und Gott ergeben
Gingst Du stets die Pilgerbahn,
Nur mit wahrhaft edlem Streben
Hast Du Deine Pflicht gethan.

Wenn des Lebens Last und Bürde
Oftmals auch zu schwer Dir schien,
Trug'st Du doch mit frommer Würde
Dieses Daseins schwere Müh'n.

Liebevoll und treu im Herzen
Warst Du Gattin jederzeit,
Nie hast Du den Kelch der Schmerzen
Auszuleeren Dich gescheut.

Gute Gattin meine Thränen
Folgen in die Gruft Dir nach,
Es erfüllt mich banges Sehnen
Seit Dein Aug' im Tode brach.

Dank sei Dir für Deine Liebe
Noch im Tode dargebracht,
Du hast nur mit edlem Triebe
Deiner Kinder Wohl bedacht.

Wer wie Du auf allen Wegen
Guten Saamen ausgestreut,
Erndtet auch den schönsten Segen
Dort in jener Ewigkeit.

Schöner Trost, o Himmelsglaube,
Was wir hier verwelken sehn,
Wird uns einst befreut vom Staube,
Neu erblüht entgegen gehn.

Die Hinterbliebenen.

Verleger und Redakteur C. J. Schlögel.